

Lieb Vaterland.

Roman von Rudolf Straß.

(6. Fortsetzung.)

Er auch. Von drüben hörte man die joviale Stimme des Generals. Seine Worte verloren sich in ein Gemurmel. Karl Feddersen hatte den Kopf gesenkt. Er überlegte. Atemlos. Möglichst rasch. Besonnen.

„In vier Wochen komme ich wieder nach Berlin!“ sagte er langsam. „Da würde ich Sie also nicht mehr treffen, gnädiges Fräulein?“

„Nein. Da treffen Sie mich nicht mehr!“

Wieder war eine Pause. Jeden Moment konnte jemand eintreten, lassen, das verprengte Paar zur Gesellschaft zurückholen. Alles war dann vorüber. Es war eine der großen Sekunden im Leben, wo das Schicksal auf einer Karte stand. Der junge Millionär erhob sich, schloß leise die Tür und kehrte zu seinem Platz zurück. Das junge Mädchen sah ihn erkaunt an. Ein erster Argwohn wurde in ihren dunklen Augen wach.

„Nun muß ich also offen mit Ihnen sprechen, gnädiges Fräulein!“ versetzte Karl Feddersen entschlossen.

„Mit mir?“ wiederholte sie langsam, ungläubig. Sie wurde plötzlich blaß bis unter die schwarzen Haarmurzeln.

„Ja. Bitte, bleiben Sie! Bleiben Sie ruhig sitzen! ... Sie müssen! ... Sie sind es mir schuldig! Ich hätte ja gewartet! ... Ich hätte Ihre schmerzlichen Gefühle gehört. Aber da Sie Knall und Fall von hier fort wollen ... in die Welt hinaus, wo ich Sie vielleicht nirgends wiederfinde ...“

Nun ahnte sie schon, was kam. Eine fliegende Notiz schloß über ihre Wangen, verschwand wieder und machte einer noch bleicheren Blätter: Platz. Sie hielt die Hände im Schoß verschlungen. Sie schaute vor sich starr auf einen Punkt am Boden. Sie atmete schwer. Sie richtete sich nicht mehr. Er fuhr fort, gekämpft, vertraulich, um sie nicht zu erschrecken.

„Ich bin doch Ihr Freund! Sie haben mich von vornherein als solchen betrachtet. Sie haben mich zu Rat gezogen, meine Hilfe gewollt. Da darf ich doch auch als Freund sprechen — nicht wahr?“

Sie bejahte es nicht. Sie antwortete keine Silbe. Aber eine kaum merkbare Bewegung des gesenkten Hauptes gab ihm Mut.

„Sie haben mir viel von sich erzählt, Fräulein von Teuffern! Ich habe daraus erfahren, daß Sie nicht glücklich sind. Sie sind trotz ihrer jungen Jahre in vieler Hinsicht vom Leben enttäuscht — nicht nur in dem einen Fall, in dem jetzt Ihre Hoffnung Sie so grauam betrogen hat und den Sie so tapfer tragen — nein — überhaupt — es ist da ganz einfach ein Zwiespalt: Sie leben in Verhältnissen, die für Sie zu eng sind. Sie sind für viel größere Verhältnisse geschaffen, für die größten. Sie fühlen das auch. Sie suchen irgendwo Ihre Lage zu ändern. Aber Sie wählen den falschen Weg! Mit dem Herumirren in der Welt in abhängiger Stellung wird es nicht besser ...“

Er erwartete nicht, daß sie ihm etwas erwidern würde. Er fuhr gedämpft fort:

„Ich bin ein nüchternen Mensch! Ein Mensch des praktischen Lebens, der sich keine Illusionen macht! Ich bin in letzter Zeit zu viel durch Kopf und Herz gegangen. Es wäre Verwerflichkeit, wenn ich annehmen wollte, Sie hätten in der kurzen Zeit, die wir uns kennen, andere Empfindungen gegen mich gewonnen, als ein bishinigen Freundschaft und Vertrauen! Aber die sind doch da ... nicht wahr, Fräulein von Teuffern?“

Sie zitterte leise. Einen Augenblick wandte sie halb den Kopf und schaute ihn an. Er sah sie an. Es war wie eine unwillkürliche Bewegung des Zweifels, ob er das auch ernst nähme, was er sprach. Er sah, es kam ihr wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Alles auf Erden hatte sie jetzt vermutet als seinen Antrag. Es lag nicht Schrecken, nicht Freude, nicht Jorn auf ihren Zügen, nur ein Horres, grenzenloses Staunen, von dem sie sich erst langsam, allmählich erhobte. Sie drehte sich wieder zur Seite, machte mit der Hand eine stützhaltige, mechanisch das Haar glättende Bewegung nach der Seite, atmete gepreßt auf und schaute wieder stumm auf den Punkt vor ihren schmalen Schuhspitzen hinab. Er glaubte, ihr stürmendes Herzklopfen zu hören. Seines auch. Er mochte sich selbst: „Kalt Blut! ... Kannst du mir ...“

„Nichts überstürzen!“ ... Er konnte aus dem Umriß ihres Profils, den gesenkten langen Wimpern, dem festgeschlossenen Mund nicht entnehmen, was es in ihr ausschaute. Er sagte einfach:

„Ich hatte es mir so schön gedacht: Wenn mich der Weg wieder nach Berlin führt, so komme ich wieder zu Ihnen ins Haus und darf

mit Ihnen und den Ihren drüben am Tisch sitzen und werde ein Freund der Familie und bei Ihnen heimisch, und Sie lernen mich auf diese Weise immer näher kennen und sehen, daß ich kein böser Mensch bin, wenn ich auch Geld hab'. Ich kann mein Geld doch nicht ins Wasser werfen. Ich hab' es doch nun einmal. Es hat doch auch sein Gutes! ... Ich bin dadurch in der Lage, meiner künftigen Frau jeden, aber auch jeden Wunsch zu erfüllen, sie mit allem denkbaren Luxus zu umgeben, sie auf den Händen zu tragen ...“

Er hielt inne. Er überlegte, ob er in dieser Ausmalung der Zukunft weitergehen sollte. Ja!

„Mein kleines Palais in Paris wartet nur auf seine Herrin ... Ich bin ein sehr reicher Mann. Viel reicher wohl, als man sich das bei Ihnen vorstellt. Reisen, Toiletten, Schmuck, Dienerschaft, Automobile — das spielt alles bei mir gar keine Rolle. Mißverstehen Sie mich ja nicht, liebste Fräulein von Teuffern: Das ist gewiß nicht das Leben selber, aber ein gutes Stück davon! Mancher braucht es ja nach seiner Natur. Sie zum Beispiel gewiß! Und ich hab' nur den einen schmerzlichen Wunsch, das, was ich hab', mit jemandem zu teilen, den ich von Herzen lieb hab' ... vom ersten Augenblick ab, wo ich Sie sah ...“

Er rüdt seinen Stuhl noch näher zu ihr heran, ganz dicht.

„Ich hab' an Ihre Eltern geschrieben! Ich bin mit deren Einwilligung heute hier zu Gast!“ Er verbesserte sich rasch, da er das eigenwillige rasche Zurückziehen ihres Kopfes sah. „Nur um mich vorzustellen, natürlich! Weiter nichts! Ihr Vater überläßt, scheint mir, Ihre ganze Schicksal Ihnen selbst. Das heute sollte ja nur der erste Schritt sein. Aber was tue ich, wenn ich wiederkomme und Sie sind über alle Berge! ... Ich bitte Sie, bleiben Sie doch hier! ... Versprechen Sie mir nur das eine!“

Sie schwieg. Er frug sich verzweifelt: Wenn ich nur wüßte, was jetzt in ihr vorgeht! ... Aber weigertens blieb sie sitzen. Sie hörte ihn an. Er verfolgte auf gut Glück seinen Pfad weiter. Er bat:

„Prüfen Sie, wer ich bin, Fräulein Margarete! ... Machen Sie sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, in welcher glänzenden Lebenslage ich Sie führen würde. Sie wollten eine einfache, kleine Offiziersfrau werden. Ich mache Sie zur vielfachen Millionärin. Stöhen Sie sich nicht daran, daß ich nicht aus Ihrer Umgebung komme. Sie sind ja selbst von Ihrer Umgebung so erschrieben. Wegen Sie mit eine Prüfungzeit auf! ... Ich verpflanze Ihnen: Ich will Sie nicht quälen! ... Ich will geduldi warten, bis die Zeit da ist, daß ich Ihnen die antwortende Frage vorlegen darf ...“

Margarete von Teuffern richtete sich auf und sah ihm ins Gesicht. Sie war noch bleich, aber sehr gefasst.

„Wenn das keine stützige Laune bei Ihnen ist ...“ sagte sie langsam.

„So bin ich wohl Gott nicht! Ich hab' Sie gesehen und liebe Sie auch schon! Es ist mein heiligster Ernst ...“

„Also, wenn das Ihr Ernst ist ...“ Er bebt, die Worte aus ihren Lippen zu lesen. „Sprechen Sie doch weiter!“ drängte er. Sie blieb mit ihren Gedanken noch eine Sekunde stehen, im letzten Entschluß. Wenn der heraus war, war alles entschieden ...

„... dann können Sie diese Frage auch gleich an mich stellen Herr Feddersen!“

Der Atem stockte ihm. Er glaubte nicht recht zu hören. Es tanzte ihm vor den Augen. Seine Stimme zitterte:

„Heißt das Ja oder Nein?“

„Das junge Mädchen schaute an ihm vorbei ins Leere. Nur die ineinandergepreßten Finger verrieten ihre Erregung. Sie sprach ganz klar und ruhig.

auf. Er fühlte den leisen Gegendruck ihrer Hand ...

Vor dem Hotel Adlon in Berlin hielt gegen Abend eine Gepäckdrofche. Ein schmachtiger, blond, spitzbärtiger Herr sprang heraus und lief nervös an die Empfangskranke. Waren seine telegraphisch bestellten Zimmer bereit? Für Monsieur Alexandre Feddersen aus Paris? Jawohl! Schon Briefe da? Depeschen? Her damit! Und wohnte sein Bruder, Herr Karl Feddersen, wieder hier? Auch das. Der Herr war vorgestern angekommen! Dies seine Zimmernummer! Der Pariser nicht aufgeregt. Er glied, wie er in den Lift trat, sich den goldenen Jovider zurechtfinden und die für ihn eingetroffenen Telegramme auftrif, mehr einem vielbeschäftigten Rechtsanwalt als einem kühlen Finanzmann. Unterwegs las er die Drahtnachricht seines anderen Bruders aus Moskau. „Sind gleichfalls konfirmiert über Karls Verlobung. Reite, was Du kannst. Bin mit Transaktion Virsula schimmstenfalls einverstanden. Nicolai.“

Sascha Feddersen nahm sich nicht erst die Zeit, seine eigenen Räume aufzusuchen und sich um sein Gepäd zu kümmern. Er lief im ersten Stockwerk, besaß und in Reifelleidern, hinüber nach dem Zimmer seines Bruders und schlug erbittert mit der silbernen Kralde seines Spazierstocks gegen die Tür.

„Herein!“

Karl Feddersen stand mitten in dem großen, hellerleuchteten Raum. Er war in Frack und weißer Binde, eine weiße Zuberose im Knopfloch. In der Hand hielt er lächelnd und prüfend einen Kiesenstrauch in Seidenpapier zerschlagener weißer Blüten. Er machte einen durchaus festlichen Eindruck. Er war Bräutigam vom Scheitel bis zur Sohle. Er lachte:

„Bonbons! ... Sascha ... Du auf einmal in Berlin! ... Das ist ja nett!“

„Das ist gar nicht nett!“ Der andere warf sich erschöpft in den nächsten Sessel und entzündete sich mit zitternden Fingern eine Zigarette. „Nun, mon cher, c'est trop! ... Du siehst mich sprachlos!“

Karl Feddersen zupfte sich vor dem Spiegel die goldblöppige weiße Weste glatt und warf einen Blick auf die Bügelstafel der Beinkleider. Das beschäftigte ihn mehr als die Verzweiflung des Bruders. Der hab entschlossen an:

„Was zu toll ist, ist zu toll! Du kommst vor vier Wochen Ende Januar glücklich auf mein Drängen nach Paris zurück, bist ganz der alte ... Fragt man Dich nach Deinen Berliner Herzensabenteuern, so zuckst Du die Achseln: das sei nun vorüber! ... Ich Esel glaub's! Alle glauben's, sogar meine Frau — Madge, die sonst in derlei effektiv helfend ist! ... Wir beruhigen uns! Wir erklinden Dich die ganze Zeit bei uns im Kontor an der Arbeit, höchstens, daß Du auf ein paar Tage nach Brüssel gingst ...“

„Da war ich halt dessen infognito in Berlin!“ Karl Feddersen strahlte wie ein Schuljunge.

„Ich dachte's mir doch! Vordorgehen bist Du auf einmal verschwunden. Niemand ahnt, wohin. Vorgehen kommt von hier Deine Verlobungsanzeige! Und gleich an alle Welt! Die Sache ist an der großen Glocke! Das Telefon kam gestern in meinem Haus nicht zur Ruhe!“

„Wärst Du doch in Deinem Hause geblieben! Du peut-on être mieu qu'au sein de sa famille? Im Ernst ... Man cher ... Ich habe mich schon bei meinem ersten Aufenthalt im Januar verlobt. Aber wenn ein in Frankreich lebender Russe eine Deutsche heiratet, so ist der Standesbeamte in Berlin nicht glücklich, bis er nicht einige Dugend Amtspapiere und Konsulatsstempel in Händen hat. Wozu, bis das herbeigehandelt ist, das Geschrei von allen Seiten? Da wartete ich lieber, bis das Aufgehört war und stellte Euch vor ein fait accompli. In vier Wochen ist Hochzeit!“

„Also hast Du Dich die ganze Zeit vertrießt?“

Karl Feddersen zuckte die Schultern und besprengte sein Taschentuch mit köstlich Wasser.

„Bitte! Ich habe gar nichts gegen die junge Dame. Ich habe mich schon im Januar unter der Hand erkundigt. Ich gebe gern zu, daß die Familie prima ist. Aber eben hier im Lande. In ihren Kreisen! Es ist nicht unser Land. Es sind nicht unsere Kreise!“

„In die führe ich meine Frau aber ein! Du wirst Dich wundern, wieviel Talent zur Pariser Mondaine sie besitzt!“

„Mag sein! Das geht mich nichts an. Unsere gemeinsamen Interessen liegen auf einem ganz anderen Feld!“

„Aha! Nun kommen wir zur Sache!“ sagte Karl Feddersen geschäftsmäßig.

„Die Unterschrift meines Schwiegervaters in New York, mein bester Charles, gilt Millionen!“

„Das ist mir keine Neuigkeit!“

„Und bei Nicolais Schwiegervater, dem alten Wolff, braucht es nicht einmal eine Unterschrift. Sein Wort ist auf der Moskauer Börse bar Geld!“

„Stimmt!“

„Oh bien! Wieviel ist Dein künftiger Schwiegervater wert?“

„Herrgott, er ist doch preußischer General.“

„Den preußischen General in Ehren! Aber das macht seine Wechsel um kein Haar besser!“

Karl Feddersen mußte lachen. Der alte Teuffern und Wechsel! Darunter verstand der leichtfinnige Querschreiber eines verschuldeten Husarenleutnants. Davor hatte der einen Heidenrespekt. Der Pariser blies nervös den Zigarettenrauch durch die Nase und fuhr fort:

„Das kommt davon, wenn man in andere Kreise heiratet! Wir sind nicht Generale, sondern Kaufleute. Charles: denke doch einmal an die Firma! Urteile nicht als Bräutigam, sondern als Associé. Wo kämen wir denn hin, wenn wir das alle tun wollten? Wir müssen doch auch einmal unsere Töchter wieder ausstatten. Wir brauchen Geld!“

er verächtlich. „Also meinetwegen! Der Klügere gibt nach!“

Der Jüngere streckte ihm die Hand hin. Er nahm sie. Beide lachten wie nach einem guten Späß.

„Aber wohlverstanden: Ihr kommt beide mit Euren Frauen zur Hochzeit und seid nett zu Margot!“

„Wir werden unsere Verwandtenpflicht erfüllen!“

„Und nun entschuldige mich! Mein Schwiegervater gibt heute das offizielle Verlobungessen! Auf Wiedersehen morgen!“

Unten wartete schon das Automobile. Es fauste dahin. Aber es fuhr Karl Feddersen noch zu langsam. Er verzehrte sich wie jeden Tag nach dem Anblick seiner schönen Braut. Er glaubte eigentlich erst immer wieder an ihr Dasein, wenn er sie wirklich sah. Bis dahin war sie im Märzgen. Ein Wunder. Nicht von dieser Welt, in der die Brauerer Virsula lag. An die dachte er dazwischen, nicht mit Reue, aber mit dem Trennungsschmerz des Kaufmanns. Es fiel ihm lebendiger ein: nächstes Jahr wollten sie ja junge Aktien emittieren ... Nun schloß die Braut die Sahne ... Er ärgerte sich. Dann vergaß er sie in seiner Bräutigamsstimmung und küßte die Treppe zur Teuffernschen Wohnung empor.

Er kam eine halbe Stunde vor den Gäiten, denen er heute gezeigt werden sollte. Seine künftige Schwiegermutter war allein in dem Raum, der ebenso wie die anderen Zimmer seit Wochen erotisch verwandelt war durch die Fülle kostbarer, jeden Morgen von ihm gefandter Blumen. Margarete ordnete den ganzen Tag daran herum und pflegte und verteilte sie da und dort hin. Es leuchtete zwischen dem nächstern Hausat von Orchideen und Lilien, von Rosenbüschen und Fliedersträucher mitten im Winter. Wie ein Abglanz des unwahrscheinlichen Füllhorns von Reichtum und Pracht, das sich plötzlich über dieses Haus ergossen.

„Ich bringe Ihnen schöne Grüße, Ihre mament!“ sagte Karl Feddersen, der Generalin die Hand küßend.

„Von meinen Brüdern und deren Frauen! Ich habe eben von ihnen wahrhaft reizende Briefe zur Verlobung erhalten. Es sind liebe Menschen! Sie nehmen Margarete mit offenen Armen auf. Ueberhaupt ... Wir werden unglaublich glücklich sein, Mama!“

Die alte Dame prüfte ihn mit einem eigenen Lächeln auf dem gegliederten, einst schön gewesenen Gesicht.

„Ja, machen Sie nur die Geste glücklich! So leicht ist es nicht! Jetzt, lieber Karl, wo auch von Ihrer Familie aus alles in Ordnung ist, möchte ich es Ihnen doch einmal sagen! ... Eine so bequeme, einfach dankbare Frau, wie es hundert andere sein würden, werden Sie an ihr nicht haben!“

„Mein Gott — wie kommen Sie darauf?“

„Als ihre Mutter! Ich kenne sie besser als sonst ein Mensch. Sie hat viel von mir, mehr, als sie selber weiß. Mir hat die stete Liebe und Geduld meines Mannes über vieles hinweggeholfen, was in mir ungefüllt war! ... Er war mein Halt! ... Seien Sie es Greta auch! Es tut not!“

Er schaute von ihren Worten nur das Neugierige auf. Er suchte sie zu beruhigen.

„Ich werde Margarete auf den Händen tragen! Ich weiß, daß sie zu Luxus neigt! Daß ihr der in erster Zeit zu Kopf steigen wird! Mag sie verschwendung! Ich rechne ihr nichts nach! Sei, der nicht!“

„Ja, das Geld! Für Sie ist es das Geld! Aber dann kommt der Augenblick, wo die Greta Sie sucht! Dann seien Sie zur Stelle! Dann halten Sie sie fest! ... Glauben Sie mir: Sie braucht eine starke Hand ...“

Nach dem Streit mit dem Bruder nun auch hier diese unvermutete Warnung. Es pochte nicht zu Karl Feddersens rosigter Laune. Es war ja auch alles Unsin. Er wußte nicht, was er erwidern sollte, und schwieg bestimmt. Er war froh, als der General in das Zimmer kam. Er erkannte ihn kaum wieder. Heute hatte Erzellen von Teuffern sein Ehrenkleid angelegt. Die goldene Ehrenlaubinsidier leuchtete vom Schlarlach der Rockaufschläge, breit und rot flammten die Streifen an den Beinkleidern, auf der Brust funkelte die lange Reihe der Orden. Heute war der sonst so unscheinbare kleine Herr wieder ganz er selber — der von einst — ein Stück Preußen — ein Teil der Armee. Er machte unwillkürlich ein fröhlicheres Gesicht als gewöhnlich und schloste in der fremdburgigen, glänzenden Hülle auch dem Schwiegerohn einen unbestimmten Respekt ein.

„So! Die Ihren haben schon geschrieben?“ sagte er erfreut auf dessen erste Worte. „Und in zukünftigen Sinn? Um so besser! ... Um so besser! ... Wir hatten immer Sorge, meine Frau und ich, daß ... Sie wissen ja, lieber Feddersen, ... ich hab' mir ja meinerseits meinen Schwiegerohn auch eigentlich anders gedacht ...“

„Aber Erzellen ...“

„Verstehen Sie mich nicht falsch: mir wäre jemand aus dem Kreise, den ich überhaupte, lieber ... wo ich

selbst mitraten und die Verantworung übernehmen kann ... Aber meine Tochter will! Ich habe kein Recht, ihrem Glück im Weg zu stehen, und würde es mir nie vergehen ...“

Karl Feddersen war wieder gekränkt. Von allen Seiten wartete man ihn heute, wollte ihn nicht haben — ihn, mit seinem Geld. Aber der General von Teuffern schloß einfach und herzlich:

„Mir ist mit der Einwilligung der Ihren ein rechter Stein von der Seele gefallen! Eigentlich betrachte ich Sie nun erst als meinen Schwiegerohn! Also auf „Du“, mein guter Karl! Werde glücklich und mache die Greta glücklich!“

Er breitete die Arme aus. Die beiden, der preußische General und der Pariser Millionär, küßten sich. Dann kam das „Du“ mit Frau von Teuffern an die Reihe, und als das geschah, fragte Karl Feddersen mit gerötetem Kopf:

„Wo ist denn Greta?“

„Sie steht da nebenan mit einem ganzen Haufen Mädels zusammen,“ sagte der alte Herr beglücklich. Er hatte ein wenig feuchte Augen. Auch die Generalin wirtschafete mit ihrem Taschentuch. „Was hast Du da wieder für schöne Blumen? Verwöhnt mir das Kind nur nicht zu sehr ...“

(Fortsetzung folgt.)